


Nr. 271 Bromberg, den 25. November 1932.

# Mandus Fritzens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.



(22. Fortsetzung.) 

Wie soll ich ihm das klarmachen? grübelte Mandus. Er versteht mich doch gar nicht!

Und dann brütete er weiter vor sich hin und bestellte sich, weil der Kellner mit strafendem Blick das geleerte Glas betrachtete, einen Kaffee und eine Zigarre. Aber sie schmeckten ihm nicht.

Wenn ich nur schon draußen wäre! seufzte er im stillen.

Da schlug plötzlich eine wohlbekannte Stimme an sein Ohr. Das war Jonni. Er war eben durch die Drehtür in das Lokal getreten und schaute sich nach einem unbesetzten Tisch um. Hinter ihm tauchten der Agent und Andres Ochwatt auf.

Mandus duckte sich unwillkürlich. Aber Andres Ochwatt hatte ihn schon gesichtet und lenkte jetzt Jonnis Aufmerksamkeit nach dieser Richtung.

Sofort kurste Jonni auf den Tisch zu, an dem Mandus wie ein besseres Häufchen Unglück hockte. Aber er hatte doch noch so viel Geistesgegenwart, aufzustehen und eine ungelenke Verbeugung zu machen.

„Wie kommst du hierher?" grimmte Jonni ihn an. „Hat Detlev dir Geld gegeben?"

Andres Ochwatt legte hinter Jonnis Rücken den Finger auf die Lippen. Mandus schwieg.

„Woher hast du das Geld?" fragte Jonni drohend.

„Ich habe die Pinke gewonnen," gestand Mandus.

„So ein hinterlistiger Bursche!" schnaubte Jonni.

„Ein junger Mensch muß eben Glück haben!" scherzte Andres Ochwatt.

„Aber es langt nicht ganz!" flüsterte Mandus und schlug die Augen nieder.

„Zechpreller!" knirschte Jonni und setzte sich.

Andres Ochwatt lachte leise.

„Ich bezahle für alle!" erklärte der Agent dem Kellner und deutete dabei auch auf Mandus.

„Nun mach' aber, daß du an Bord kommst!" zischte Jonni und warf einen ausladenden Blick auf die Drehtür.

Mandus verabschiedete sich mit Windeseile.

„Nimm dir ein Boot für zwei Peso!" rief ihm Andres Ochwatt nach.

Mandus eilte zum Strand hinunter, nahm aber kein Boot, sondern sah erst nach, ob die Jolle noch da war.

Ich habe es nicht so eilig! dachte er, als er sie gefunden hatte, setzte sich auf ein Wrackstück und wartete.

Um halb elf schwankte Detlev daher. Sein steifer Hut hatte drei tiefe Beulen und sah aus wie ein vollkommen mißratener Gestpuffer.

Wortlos schoben sie die Jolle zu Wasser. Mandus begann kräftig zu rojen. Detlev saß auf der Ruderbucht, gähnte und rülpste und brummte zwischendurch.

„Boot ahoi!" rief Mandus, als er die Fortuna erreicht hatte.

Tetje, der die Wache hatte, streckte den Kopf über die Verschanzung.

„Kommt ihr endlich?" rief er und ließ die beiden Bootstaljen herunter.

Mandus rüttelte Detlev wach, aber der wollte lieber in der Jolle schlafen.

„Ich gieße dir eine Pütz Bilgenwasser über den Schädel!" drohte Tetje von oben.

Da ermannte sich Detlev und begann zu hieven. Mandus tat das gleiche. So brachten sie die Jolle und sich selbst an Bord. Und dann sank Detlev in die Koje wie ein leerer Kartoffelsack.

„Hast du dich auch amüsiert?" schmunzelte Tetje.

Aber Mandus schüttelte nur den Kopf und dachte an Hamburg und an Selma.

### Jumbo.

Noch ehe die Ladung gelöscht war, brach in Iquique ein Streik aus, dessen voraussichtliche Dauer auf mindestens sechs Wochen geschätzt wurde. Am nächsten Tage schon berichteten die Zeitungen, daß die Streikenden die Trossen der Drahtseilbahn durchschnitten hätten, so daß kein Körnchen Salpeter zum Strande befördert werden konnte. Und dabei warteten dort schon über fünfzig Schiffe auf Ladung.

Zwanzig davon warfen sofort die Leinen los und gingen nach anderen Häfen. Die Frachtraten an der Westküste kamen ins Purzeln.

Jonni kabelte nach Hamburg und erhielt zwei Tage später Ballastorder auf Santos. Noch an demselben Tage musterte er Jumbo an, dem es in Valparaiso nicht mehr gefiel und der sich auf dem Seewege nach seiner brasilianischen Heimat zurückarbeiten wollte. Er hatte Riesenkräfte und konnte fingerdicke Eisenstangen zwischen den Händen krumm- und wieder geradebiegen.

Es ist ganz gut, wenn wir so einen Mann an Bord haben," meinte Jonni zu Andres Ochwatt, der von dem schwarzen Deckgast nicht gerade entzückt war, weil er Reibereien mit den anderen Leuten befürchtete.

Aber Jumbo erwies sich als außerordentlich gutmütig und verträglich. Er war schon weit in der Welt herumgekommen und schwatzte ein drolliges Kauderwelsch von Afrikanisch, Portugisisch und Englisch. Wie alt er war, wußte er nicht genau. Er wurde der Backbordwache zugeteilt. Im Logis wollte er nicht schlafen.

„Ich stink'!" grinste er vergnügt und knüpfte sich unter der Back seine Hängematte fest.

Den Koch verehrte er als das höchste Wesen an Bord, Jonni als das zweithöchste. Da Jumbo die Arbeit rasch von der Hand ging, war Jonni mit ihm durchaus zufrieden. Ballast wurde eingenommen. Dann kam der Proviant an Bord, darunter auch zwei Geneverkisten.

Mit Mandus wurde Jumbo geschwind gut Freund. Schmausen und lachen waren seine Hauptbeschäftigungen, besonders Plum und Klüten vertilgte er leidenschaftlich gern.

Immer näher rückte der Tag der Abreise. Rostklopfen und Mennigepinseln standen auf der Tagesordnung. Das laufende Gut wurde zum letzten Male überholt, desgleichen

die Segelflächen. Der eine Schlickhaken wurde gehoben und festgelascht.

Am letzten Nachmittag kam der gefällige Landsmann mit der Rechnung und lief zunächst Cornelius von Holten in die Finger.

Ergebenster Diener, Herr Kapitän!" schwänzelte er untertänigst. „Ich hab' hier eine kleine Note für die Mannschaft. Mein Name ist David Morgenbrot."

„Nanu?" rief Cornelius erstaunt und beguckte sich den guten Mann von oben bis unten. „Hast du mir nicht vor sieben Jahren in Schanghai ein Paar Seestiefel angeschnackt, die geleimt und nicht genäht waren, du Schubbejack?"

„Bitte sehr, hier liegt offenbar eine Verwechslung vor!" erklärte der Angeredete und warf sich in die Brust. „Ich bin noch niemals in Schanghai gewesen!"

„He!" schrie Andres Ochwatt. „Wen haben wir denn da? Guten Tag, David Morgenbrot! Hast du mir nicht vor vier Jahren in Frisko eine Kiste Zigarren verkauft, die zur Hälfte mit Sand gefüllt war?"

„Ich heiße Abendbrot, nicht Morgenbrot!" begehrte der Händler auf. „Ich will mein Geld haben! Ich bin Bürger der Republik Chile! Ich lasse das Schiff mit Arrest belegen, wenn mir die Rechnung nicht sofort bezahlt wird!"

„So eine freche Wanze!" brüllte Andres Ochwatt und hielt ihm die Faust unter die Nase.

Es gab einen Auflauf und wachsendes Geschrei.

„Herrje!" schrie der Koch. „Das ist ja David Mittagbrot, der mir in Santos einen halben Sack Sägespäne für Kaffee verkauft hat!"

In diesem Augenblick kam Jonni heraus und gebot: „Ruhe an Deck!"

Cornelius erstattete Bericht, und der Koch gab seinen Senf dazu. Dann besah sich Jonni die Rechnung und ihren Verfasser.

„Haben wir uns nicht schon einmal in Kapstadt gesehen?" fragte er dann mit bebenden Nasenflügeln.

David Morgen-, Mittag-, Abendbrot errötete heftig.

„Dreißig Prozent?" schlug Jonni vor. „Ja oder nein!"

„Ja!" hauchte der ins Netz gegangene Landhai mit schlotterndem Gebein und erbleichte.

Und Jonni nahm ihn mit in die Kajüte. Fünf Minuten später huschte David, der Profitmacher um jeden Preis, über Deck und verkrümelte sich lautlos von Bord.

„Numerier deine Knochen!" schrie ihm Tetje unter dem Beifall der ganzen Besatzung nach. „Wenn ich dich allein erwisch, mußt du sie im Schnupftuch nach Hause tragen!"

Nun aber, wo David Morgenmittagabendbrot die Gefahrzone hinter sich hatte, drehte er sich um und streckte der ganzen Fortunamannschaft die Zunge heraus. Trotz des sechzigprozentigen Zwangsrabatts hatte er noch ein ganz hübsches Geschäft gemacht.

Am folgenden Morgen stiegen die Flaggen, und die Marssegel entfalteten sich.

„Anker auf!" kommandierte Jonni vom Achterdeck, und sofort griffen zwanzig Hände an die Spillspaken.

Eine ganze Weile ging die Backbordwache im Gleichtritt langsam immer wieder um das Spill herum, bis der Anker über Wasser hing. Dann wurde er mit dem Kran auf den Bordrand gehievt und festgezurrt.

„Anker ist auf!" meldete Andres Ochwatt von der Back zu Jonni hinüber.

Ganz gemächlich kam die Fortuna in Fahrt, scherte zwischen zwei Ankerbojen hindurch und gewann das freie Meer. Nun wurden auch die andern Segel beigesetzt. Vor Jonnis Augen kletterte Mandus auf die Fockrah und half Kuno die Zeisinge loswerfen. Unterhalb der Rah lief ein festes Tau hin, auf das sie traten. Dann legten sie auf der Bramrah zusammen aus. Sogar auf die Reulrah wagte sich Mandus mit hinauf. Indessen stand Jonni steif und stumm auf dem Achterdeck, den Kopf im Nacken, und hielt die Vorreulrah mit den beiden Leuten fest im Auge.

„Der Junge hat sich das nun mal in den Kopf gesetzt!" sprach Andres Ochwatt, der dicht hinter Jonni stand. „Dagegen läßt sich nichts machen."

„Soso?" knurrte Jonni ärgerlich. „Die Jungen wollen ja immer klüger sein als die Alten."

„Wenn's umgekehrt wär'", versetzte Andres Ochwatt achselzuckend, „dann könnte mir die ganze Menschheit leid tun. Dann wär' sie wohl überhaupt nicht mehr auf der Welt!"

„Was für Gedanken!" brummte Jonni mißbilligend, zog sich in seine Kajüte zurück, langte die angefangene Genieverflasche aus dem Spind und begann wieder seine eigenen Hummeln zu hecken.

Am Ende der zweiten Woche hatte die Fortuna die Westwindtrift erreicht und ging mit vierkantgebraßten Rahen bei starker, stetiger Brise unter Jonnis Kommando mit zwölf Knoten Fahrt um das Kap Horn herum, ohne daß etwas riß oder brach. Schön war das Wetter freilich nicht. Abwechselnd regnete, schneite oder hagelte es. Und zuweilen war es so hundekalt, daß Jumbo nicht aus dem Zähneklappern herauskam. Graugrün wie schmutziges Spülwasser war die See, und acht Tage lang ließ sich die Sonne überhaupt nicht sehen. Zuletzt war die allgemeine Stimmung so tief gesunken, daß Jumbo sogar die Plum und Klüten stehenließ.

Aber auch diese schweren Tage gingen vorüber. Schon bei den Falklandinseln klarte sich das Wetter wieder auf. Mit wechselnden Winden kreuzten sie daran vorbei. Jumbos Appetit wuchs in demselben Maße, wie die Breitengrade abnahmen. Gleich hinter dem vierzigsten Grad gab er auf der Großluk einen heimatlichen, äußerst natürlichen Tanz zum besten, wozu Hugo die Harmonika quetschte. Jumbo verrenkte die Beine wie Korkenzieher, sprang wie ein Heupferd von den Hacken auf die Zehen, federte wie ein Gummiball auf und ab, schlenkerte dazu mit den Armen wie ein Hampelmann und schnalzte, röhrte, quietschte, kreischte und wieherte dazu wie ein gut besetzter Tierpark.

Mandus wurde davon angesteckt, leistete ihm Gesellschaft und suchte ihn durch Radschlagen zu übertrumpfen.

„Schemeckt gut, little Mantu! Schemeckt gut, little Mantu!" sabbelte Jumbo anerkennend, der von Kindesbeinen an daran gewöhnt war, alles durch die Zunge zu werten.

Dazu schlug er sich im Takt schallend auf die Schenkel. Doch auch darin wußte Mandus Beträchtliches zu leisten. Diese Kunstfertigkeit verdankte er dem letzten Dom auf dem Heiligengeistfeld in Hamburg, wo er eine ziemlich echte oberbayrische Jodel- und Schuhplattlerhorde eingehend besichtigt hatte.

„Bravo, Mandus!" schrie Tetje, und die andern saßen rundherum und lachten, was sie konnten.

Sogar Jonni wurde herausgelockt und sah sich das doppelte Naturschauspiel an. Aber er blieb ernst, obschon sich Mandus alle Mühe gab, ihn zum Lachen zu reizen.

Quaggiki! Schwaggiki! Schwaggiki" jauchzte Jumbo und warf sich platt mitten auf die Großluk.

Damit war der Tiggi-Piggi-Tanz zu Ende. Hugo hörte auf, sein Schifferklavier zu zwiebeln, und Jonni zog sich kopfschüttelnd zurück.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Lukrezia und der grüne Himmel.

Skizze von Josef Robert Harrer-Wien.

Als der Maler Angelo di Cosimo, den man Bronzino nannte, im Sommer des Jahres 1532 von Pesaro, wo er zwei Jahre lang am Hofe des Herzogs Guidobaldo gemalt hatte, gegen Florenz ritt, überraschte ihn nahe bei einem alten Kastell ein plötzlich aufsteigendes Abendgewitter. Ein Sturmwind raste durch die Schlucht. Nur mit Mühe konnte der Maler sein Pferd beruhigen. Er lenkte es einer kleinen Hütte zu, die unterhalb des Kastells wie ein Vogelnest am Felsen klebte.

Dort band Bronzino sein Pferd an und betrachtete dann die Landschaft, die in merkwürdiger Färbung vor ihm lag.

Die Sonne stand tief; vereinzelte Strahlen schoben sich durch die wuchtigen Wolken. Rötliches Dunkel erfüllte die Gegend. Und plötzlich bekamen die Wolken eine seltsame grüne Farbe, wie er sie noch nie am Himmel gesehen hatte.

Bronzino liebte außergewöhnliche Farben; dieser grüne Himmel brachte ihm Entzücken, das seine Malerphantasie unglaublich anregte.

„Nun sollte sich ein schöner Mädchenkopf mit goldhellen Haaren von diesem Wolkengrün abheben!" dachte Bronzino. Im gleichen Augenblick eilte eine junge Frau den Weg herauf, der an Bronzino vorbei zum Kastell führte. Bronzino

starrte der jungen Frau entgegen. Ihm war, als träumte er. Sekundenlang blieb nun die Eilende stehen und atmete hastig. Ihr goldhelles Haar tauchte in das Grün der Wolken. Bronzino sah, was er sich eben gewünscht hatte.

Schon wollte sie ihren Weg fortsetzen, als ihr Bronzino, den sie nicht bemerkt hatte, mit lauter Stimme zurief: „Donna, Donna, ich bitte Euch. Bleibt stehen, wie Ihr steht!"

Das Mädchen stutzte. Als es den braunen Maler erblickte, lachte es und rief: „Ihr wollt wohl, daß mich das Gewitter erreicht, daß ich durchnäßt werde?"

Bronzino hatte inzwischen sein Malgerät aus der Satteltasche geholt und meinte: „Es wird nicht regnen. Aus grünem Himmel kommt kein Regen. Ich bitte Euch, Donna, bleibt! Ich will Euch malen."

Das Mädchen sah furchtsam gegen den Himmel, blieb aber doch stehen. Das Bild, das Bronzinos Augen einsogen, war schön wie ein Traum. Hastig zeichnete er, dann griff er zu Pinsel und Farbe.

Der Sturm hatte sich gelegt; das Grün der Wolken blühte heller, und aus Ritzen der grünen Wolken leuchtete tiefblauer Himmel.

„Ich bin müde. Seid Ihr noch nicht fertig?"

Bronzino bat: „Noch einige Minuten, Donna! Ihr seid schön wie die Heilige Madonna."

Als er die Skizze beendet hatte, kam das Mädchen näher.

„Ich bin der Maler Angelo di Cosimo di Mariano, den man überall Bronzino nennt."

Das Mädchen sah ihn erstaunt an. „Ihr seid Bronzino? Ich dachte, Bronzino sei ein alter Herr!"

Der Maler lachte. „Und wer seid Ihr?"

„Ich bin Lukrezia, die Tochter des Pietro di Malti. In dem alten Kastell wohne ich." Sie betrachtete Bronzinos Skizze und freute sich darüber. „Ihr könnt heute nicht mehr weiterreisen", sagte sie dann. „Die Nacht kommt bald. Wollt Ihr bei uns übernachten?"

Bronzino stimmte gerne zu. —

Einige Wochen später, als der Maler in Florenz von dem Fürsten Panciatichi den Auftrag bekam, die Heilige Familie darzustellen, erinnerte sich Bronzino an sein Erlebnis mit Lukrezia. Schon damals hatte er das Mädchen als Madonna angesehen. Ihr heiteres Wesen, ihre Gastfreundschaft, ihre natürliche und doch unendlich vornehme Schönheit bewogen ihn, die Skizze, die er von ihr gemacht hatte, für sein Gemälde zu verwenden. Er ritt am nächsten Tage zum Kastell der Malti und sprach mit Lukrezias Vater. Als dieser den Namen Panciatichi hörte, brauste er auf. „Nie und nimmer! Die Panciatichi sind die größten Feinde unserer Familie!"

Bronzino war ratlos. Als er dann mit Lukrezia allein war, klagte er ihr sein Leid. Das Mädchen lächelte und sagte: „Ich werde zu Euch nach Florenz kommen .. Was hat die Kunst mit der Feindschaft der Menschen zu tun?"

Und so geschah es auch. Ohne daß ihr Vater davon wußte, stand Lukrezia dem Maler Modell. Wieder wölbte sich der grüne Himmel, und wieder blühte Lukrezias süßes Angesicht mit den goldenen Haaren vor den grünen Wetterwolken.

Das Gemälde war beendet. Als der Fürst Panciatichi mit seinem Sohne Bartolomeo, von Bronzino verständigt, in das Atelier kam, sah er lange schweigend das Bild an. Dann lobte er die Schönheit des Gemäldes und vor allem die Schönheit der Madonna. „Ich sollte die Züge kennen", meinte er nachdenklich.

Sein Sohn Bartolomeo aber winkte heimlich dem Maler und gab ihm zu verstehen, daß er mit ihm allein reden wolle. Als der Fürst ging, blieb Bartolomeo und fragte erregt: „Wer hat Euch Modell gestanden? Sagt es mir, Bronzino!"

Bronzino lächelte. Dann sagte er: „Ihr sollt sie morgen kennen lernen. Wir reiten bei Morgengrauen."

Pietro di Malti war wütend, als er am nächsten Tage von Bronzino erfuhr, daß seine Tochter für die Panciatichi gemalt worden sei. Aber dem vereinten Zureden des Malers, Bartolomeos, und nicht zuletzt Lukrezias, die sofort an dem jungen Panciatichi Gefallen gefunden hatte, gelang es, den alten Malti zu bewegen, mit nach Florenz zu reiten.

Am Abend kam dann Bartolomeo mit seinem Vater wieder in das Atelier Bronzinos. Dieser stand lächelnd neben dem Gemälde und sagte zu dem Fürsten: „Euch ist gestern die Madonna meines Gemäldes bekannt vorgekommen. Wollt Ihr sie sehen?"

Und er rief Lukrezia, die hinter einem Vorhang gestanden hatte. Der Fürst starrte das Mädchen an und sagte zögernd: „Ihr seid eine Malti! Oder irre ich mich?"

Das Mädchen sprach nichts und sah ihm in die Augen. Da rief Bartolomeo: „Ja, Vater, es ist Lukrezia di Malti. Und ich bitte dich, Vater: Erlaube, daß sie meine Gattin werde!"

Der alte Panciatichi ballte die Fäuste. Aber Lukrezia sah ihn unentwegt an. Da sagte er mit gepreßter Stimme: „Und Pietro? Euer Vater?"

„Der will mit Euch Frieden schließen!" sagte der alte Malti, der sich hinter dem Gemälde versteckt gehalten hatte . . .

Bronzino war allein. Das Licht des Mondes schien durch das Fenster und legte silbernen Glanz über das Gemälde. Bronzino wischte sich eine Träne aus den Augen, streichelte über das goldene Haar seiner Madonna und flüsterte: „Gemaltes Glück, seliger grüner Wolkenhimmel!"

Und er wußte: Glück und Liebe sind ein Hauch. Kunst aber überdauert Leid und Entsagung.

---

# Die Wanderstiefel.

*Humoreske von Else Richter.*

Hans Hipert stapfte wütend durch Moor und Heide. Das sollte nun ein Genuß sein! Lieber wäre er doch zu Hause geblieben, hinter seinem Arbeitstische, und hätte wie immer chemische Formeln gelöst.

Eine Herbstwanderung durch das Moor, mit feuchten Gründen, mit Wegen, die unergründlich waren, Pfützen, Morast, Moorgrund. Er sah nicht das rote Laub der Buchen, die hellen Espen, die schmalen Birken, nicht den dunkelbraunen Königsfarn zu beiden Seiten der Wege, den helleren Adlerfarn und den kleinen noch grünen Moosfarn.

Er hörte nicht den Buntspecht bei seiner Arbeit: Tack, tack! Der Eichelhäher schrie, etwas höhnisch klang es. Das ärgerte den Mann. Ein schweres Stück Wild zog durch den Busch, er hörte das Knacken und Brechen der Zweige und erschrak; eiskalt lief es durch seine Adern. Sollte es ihn noch das Leben kosten?

Irgendwo fiel ein Schuß, dann wieder einer. Also Jäger, dachte er, Menschen, die dem Herrgott den Tag stehlen. So etwas müßte verboten werden.

Und dieses alles nur wegen seiner Braut, die ihm den Ring zurückgesandt hatte mit der Bemerkung, sie paßten nicht zusammen, er sei ein Stubenhocker und Bücherwurm. Und sie müsse hinaus, wandern, in der Freiheit leben; sie brauche das weite Land, der Lärm der Stadt sei ihr zuwider. Das war es nun, was ihn zum Wandern getrieben hatte. Er wollte doch nur wissen, wie unsinnig ihre Worte waren; er wollte feststellen, was da draußen wartete. Zur Genüge hatte er dies nun festgestellt.

Schuld an allem trug der junge Hegemeister, den sie kennengelernt hatte, ein scheußlicher Kerl.

Gut war es, daß der Abend hereinbrach. Hans Hipert ging in einen Dorfgasthof und aß sein einfaches Mahl. Dann stellte er seine Wanderstiefel vor die Tür. Sein Nachtgebet war ein jämmerliches In-sich-hineinschimpfen, kein ordentliches Bett, kein fließendes Wasser. Nie wieder! Morgen würde er in aller Frühe zur nächsten Bahnstation gehen und dann nach Hause fahren.

Der Morgen kam. Die Schuhe standen vor der Tür, tüchtig geschmiert. Wie gut seine Schuhe heute saßen. Sonst hatten sie immer etwas gedrückt. Er frühstückte, und mit etwas froherer Laune machte er sich wieder auf den Weg.

Am Abend, als er kaum im Bett lag, war noch die Jagdgesellschaft in den Gasthof gekommen. Die beiden Herren frohgelaunt, das junge Mädchen mit Blasen an den Füßen. Morgen wieder eine solche Jagd — grausam. Von einem Acker zum anderen, durch Rüben und junge Saatfelder. Die völlig Erschöpfte reute es, mitgegangen zu sein.

Bernhard hatte sie zweimal grob angeschrien, sie tauge wohl nicht zur Frau eines Jägers. Man müßte so etwas vertragen können. Eigentlich sei es doch eine Kleinigkeit. Sie hatte Schuhe mit dünnen Sohlen, die bald durchnäßt

waren. Hätte sie doch lieber ihren Hans behalten! Der verlangte solche Dinge nie von ihr.

Am Morgen sollte nun auch hier die Jagd weitergehen, man stand etwas später auf, da die Jägersleute noch lange gezecht hatten. Bernhard, der Jäger, zog seine Stiefel an. Plötzlich begann er mächtig zu schimpfen: „Das sind nicht meine Stiefel, Anna, meine Stiefel her! Diese sind zu eng."

Das Mädchen kam: „Sonst sind keine Stiefel da. Der Herr, der noch hier wohnte, ist schon fortgegangen. Der hatte ja auch ähnliche Stiefel. Ich weiß nicht, ob sie verwechselt sind."

„Und wo ist der Herr?" fragte Bernhard in großem Zorne.

„Er wollte nach N. wandern, und von dort mit dem Zuge zur Stadt fahren." Der Jäger Bernhard fluchte: „Was soll geschehen? In diesen Stiefeln kann ich nicht laufen. Er muß die meinen schicken. Die Polizei muß man dem Halunken, diesem Heidestreicher nachjagen, der meine guten Stiefel mitnimmt und seine schlechten Stiefel da läßt. Du mußt zum Bahnhofe laufen und die Stiefel von ihm zurückholen, damit ich wieder auf die Jagd gehen kann."

„Ich?" fragte sie erstaunt. „Das mutest du mir zu?"

„Ja, wozu habe ich dich denn mitgenommen? Meinst du etwa: zu deinem Vergnügen? Oder meinst du, ich heirate dich etwa zum Spaß?" Drohend sah er sie an. „Geh!" befahl er ihr barsch. „Daß du den Zug noch erreichst, mit dem dieser Lump fahren will, eine Stunde Weg ist es bis zum Bahnhofe."

„Und soll ich dann seine Stiefel mitnehmen, damit ich sie ihm gleich wieder geben kann?"

Bernhard lachte auf: „Die soll er sich hier abholen, der Landstreicher."

Dann schrieb er einen Brief an diesen scheinbar nicht ganz sauberen Herrn, wie er ihn nannte.

Hannchen lief, und kam kurz vor Abgang des Zuges an: Wenn ich ihn nur finde, oh, wenn ich die Stiefel nicht mitbringe, was dann? Sie trat in den Wartesaal.

Da saß ein Herr mit einem Rucksacke.

Aber — das war ja Hans Hipert —, ihr ehemaliger Verlobter, der Stubenhocker, der Bücherwurm, der ein Herz für sie hatte, sie niemals angeschrien, sie niemals an die Bahn gejagt hätte.

Ihr Herz klopfte. Und wenn er . . . die Stiefel hatte? Hans Hipert blickte auf, als sich die Tür öffnete: Wie Lots Weib erstarrte er zur Salzsäule. Dann stand er auf: „Hannchen, du?" Da bat sie: „Nimm mich mit, Hans!"

Er sah an seiner Kleidung herab: „Ach, du meinst, weil ich nun wandern will... das ist ein Irrtum."

„Nein, nein", erwiderte sie hastig. „Ich sehe meinen Irrtum ein. Laß es gut werden!"

Hans hatte noch nie im Leben soviel Freude auf einmal erlebt. Als sie schon im Zuge saßen, meinte Hannchen plötzlich: „Und die Schuhe, die fremden Schuhe, trägst du sie?"

Nun war Hans an der Reihe, ein dummes Gesicht zu machen, aber dann lachten sie beide herzlich. Diese bösen, guten Schuhe! Aus der Stadt sandten sie dann die Schuhe, und Bernhard der Jäger hat mächtig geschimpft. Es half ihm nichts. Gegen des Schicksals Tücke gibt es keine Medizin.

Sie lernten alle drei, nicht etwas in einen Boden zu pflanzen, wohin es nicht gehört.

Und ab und zu wandern Hans und seine kleine Frau doch nun einmal, und meistens dann ins Moor, und die alten Wanderstiefel spielen dann eine große Rolle.




**35 Millionen Dollar werden dem Meere entrissen.**

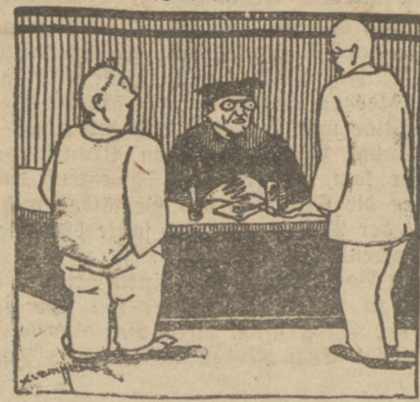
Die Japaner haben eine Aktion eingeleitet, die die Hebung eines riesenhaften Goldschatzes zum Ziel haben soll. Während des russisch-japanischen Krieges im Jahre 1904 war das russische Flaggschiff „Petropawlowsk", das mit einer Ladung im Werte von 35 Millionen Dollar in Gold beladen gewesen sein soll, in der Gelben See auf eine japanische Mine gelaufen und gesunken. Das Geld war für die Löhnung der russischen Truppen bestimmt. An ein Bergen des Schiffes in den von Minen verseuchten Gewässern war damals nicht zu denken, und nach dem Kriege gelang es nicht, die Stelle ausfindig zu machen, an der das Wrack lag. Erst in den letzten Jahren tauchte in Japan wieder der Gedanke auf, das Goldschiff zu heben. Yumihachi Kataoka, ein bekannter japanischer Bergungsspezialist, behauptet, die Stelle gefunden zu haben, an der die „Petropawlowsk" liegt. Er hat die Stelle auf dem Meer markiert und ein kleines Schiff der Bergungsflotte zurückgelassen, das die Beute bewachen soll. Kataoka meint, daß die Bergungsaktion unbedingt Aussicht auf Erfolg hat, wenn das Schiff nicht gerade mit dem Kiel nach oben liegen sollte. Er glaubt, daß, selbst wenn die Zahl von 35 Millionen Dollar übertrieben sein sollte und wenn die Bergungsarbeiten ein oder zwei Jahre dauern sollten, die Aktion sich lohnen müßte, wenn es gelänge, das Kriegsschiff an die Oberfläche zu bringen. Die Hebung soll mit denselben Mitteln durchgeführt werden wie die des Goldschatzes aus dem Schiff „Egypt", die das italienische Bergungsschiff „Artiglio" an der französischen Küste vornahm.

**Eine „Geisterstadt" erwacht.**

Bodie, eine der berühmtesten Geisterstädte der Welt, ist zu neuem Leben erwacht. Sie wuchs in der Zeit des Gold Rush in Kalifornien aus der Erde. Breite Straßen wurden gebaut, mit prächtigen Palästen, Vergnügungslokalen, der Typ der sich mit unheimlicher Geschwindigkeit aus der Erde erhebenden Goldgräberstadt. Als sich der Reichtum des Bodens an Gold erschöpft hatte, sank Bodie wieder in das Nichts zurück. Die Goldgräber zogen fort und mit ihnen die zahlreichen Geschäftsleute, die von ihnen gelebt hatten. Die Häuser standen leer und auf den Straßen wucherte das Gras. Jetzt herrscht wieder reges Leben in dieser so lange öde gewesenen Stadt. Die rastlos fortschreitende Technik hat inzwischen Methoden gefunden, durch welche der Abbau der goldhaltigen Stellen in rationellerer Weise möglich ist, so daß die Produktion wesentlich verbilligt werden kann. Diesen neuen Methoden verdankt Bodie sein neues Erwachen zum Leben. In den alten Schächten wird wieder gearbeitet. Die alten Vergnügungsstätten, die seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts leer gestanden haben, sind wieder in Stand gesetzt worden und finden regen Zuspruch, und auf den Spieltischen rollen die Geldstücke. Rosie May, einst die „Königin" dieses Goldgräberdistriktes, hat Nachfolgerinnen bekommen. Sogar das Gefängnis ist wieder in Betrieb, um die Nachkommen des „Bad man od Bodie", dessen Schicksal in Wort und Lied in Amerika fortlebt, gebührend zu empfangen.




**Der Naive.**



Richter: „Sie sagen, daß dies der Mann ist, der Sie bestohlen hat. Können Sie unter diesen Gegenständen irgend einen als Ihr Eigentum erkennen?"

Kläger: „Ja, das Taschentuch gehört mir; es zeigt ein B in der Ecke."

Richter: „Das ist doch kein Beweis; ich habe auch ein Taschentuch mit einem B in der Ecke."

Kläger: „Stimmt. Ich vermisse zwei."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.